

Georg Muschalek

Jenseits der Grenzen des Machbaren

Das ausgehende 20. Jahrhundert ist randvoll von Problemen: vergiftete Flüsse und Seen, kranke Wälder, schrumpfende Bodenschätze, die bedrohlich wachsende Zahl der Menschen, der Hunger in der Dritten Welt. Ein Problem aber durchzieht alle anderen und macht diese erst wirklich gefährlich: die Ratlosigkeit des Menschen in bezug auf sich selbst. Daß wir, die Menschen, so wenig wie wohl nie zuvor wissen, wer wir sind, macht die Lage eher aussichtslos. Es bewirkt, daß die Rettungsmaßnahmen für die Notstände so wenig wirkungsvoll bleiben, weil sie angefressen sind vom Zweifel über den Menschen.

Die neue Entwertung des Menschen

Stimmt es denn, daß wir nicht wissen, wer der Mensch ist? Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß wir noch nie so viele Daten über den Menschen gesammelt vor uns hatten wie jetzt. Der Mensch wird kreuz und quer erforscht, biologisch, psychologisch, soziologisch, kulturgeschichtlich, als Gemeinwesen und als Einzelwesen. Trotzdem mehrten sich die Stimmen, die darauf hinweisen, daß wir nicht wissen, wer der Mensch sei¹.

Bei diesem Wissen um den Menschen geht es offenbar um mehr als die Vermehrung der wissenschaftlichen Daten über ihn. Um diesen Fortschritt brauchen wir uns nicht zu sorgen. Es geht vielmehr darum auszumachen, welchen Wert der Mensch hat. Ratlosigkeit besteht offenbar darüber, welcher Art der Wert sei, den man dem Menschen zuschreiben darf und muß. Frühere Zeiten sprachen von der „Größe“ des Menschen, oder von seiner „Würde“. Beide Ausdrücke wirken antiquiert (wenn auch der zweite in „Menschenwürde“ noch vorkommt und geduldet wird, fast wie ein Feigenblatt, das eine Blöße bedecken soll). Meist ziehen wir den Begriff „Wert“ vor. Er hat die angenehme Unbestimmtheit, Materielles und Immaterielles bezeichnen zu können und den Träger eines Wertes unentschieden im Bereich des Käuflichen und Nichtkäuflichen beheimatet sein zu lassen. Auch die Vorstöße in den Bereich jenseits des Nützlichen und Käuflichen, etwa in der „Grundwertediskussion“, wagen sich nur zögernd vom sicheren Reich des Berechenbaren und Demonstrierbaren in den, wie es scheint, vagen und unverbindlichen der ethischen und religiösen Werte. Entsprechend unsicher und verlegen sind dann auch die Ergebnisse.

Wenn man aber einmal nicht auf Diskussionen oder Grundsatzpublikationen achtet, sondern auf das, was mit dem Menschen geschieht, muß man von seiner fortschreitenden Entwertung sprechen. Die technische Entwicklung – zum Heil des Menschen unternommen – hat diesen an den Rand gedrängt. In vielfacher Weise ist es greifbar, daß der Mensch – der einzelne und konkrete – immer unwichtiger wird im hochkomplizierten Getriebe unserer technischen Kultur. Eine der heftigsten geistigen Auseinandersetzungen geht um die Arbeits- und Lebensbedingungen des Menschen heute. Wir hören und lesen täglich, daß Gruppen und Bewegungen dafür kämpfen, die Menschen vor Einengung und Entwürdigung zu bewahren. Es geht um die Benachteiligung der Frau, das Anonymwerden des Menschen und sein Manipuliertwerden durch die immer perfektere Verwaltung. Der Mensch scheint von dem Wesen mit einer eigenen, zu respektierenden Welt zu einer Nummer, einem Werkstück geworden zu sein, das man beliebig einsetzen oder welegen kann. Der Wert des Menschen scheint sich immer mehr von seiner Verwendbarkeit im Produktionsprozeß der Menschheit zu bestimmen. Dies ist ein gigantischer Prozeß, in dem die Menschheit als Großsubjekt der Geschichte (nicht dieser einzelne Mensch) die Produktion plant und vorantreibt, und es ist gleichzeitig ein Prozeß, bei dem die Menschheit neu sich selbst entwirft und hervorbringt.

Die bittersten Auseinandersetzungen, die wir in den letzten Jahren in den westlichen Ländern erlebten, wurden im Namen des Menschen geführt: zum Schutz des Menschen vor Atomkrieg und atomarer Verseuchung, vor der Zerstörung seiner Umwelt, gegen eine Volkszählung und maschinell lesbare Personalausweise, und ähnliches. Daß auch hier oft genug wirkliche Probleme gesehen, aber ohne Rücksicht auf die komplizierten Zusammenhänge angepackt und dadurch verfälscht wurden, steht auf einem anderen Blatt. Es geht aber gerade darum: Wie muß die Frage nach der Eigenart des Menschen beantwortet werden, damit die unübersehbar vielen und hochkomplizierten Probleme des Gemeinwesens und der modernen Zivilisation angemessen gelöst werden können?

Daß es um mehr geht als um gutgemeinte, aber oft törichte Einsätze für einzelne menschliche Rechte, wird auch noch auf andere Weise deutlich. Es gibt eine Frage, die ebenfalls mit dem Menschen zentral zu tun hat und die Menschen heute aufhorchen läßt, wo auch immer sie gestellt wird: die Frage nach dem Sinnverlust des Menschen, oder danach, wie Sinn gefunden werden kann. Dieses Thema scheint mit den Kämpfen um die Wahrung einzelner Rechte des Menschen nicht direkt zu tun zu haben. Dennoch geht es hier um dieselbe Grundfrage: Was ist eigentlich der Mensch, und welches ist sein eigentlicher Wert? Daß dies bei weitem nicht mehr nur eine akademische Frage von Philosophenzirkeln ist, sondern eine Frage, die ungezählte Menschen bewegt, meistens sogar ruhelos umhertreibt, wissen wir aus den Berichten jener Psychiater und Psychotherapeuten, die den rapide zunehmenden „Sinnverlust“ verantwortlich machen für die moderne Epide-

mie der Depression und der Angst, die zu Krankheiten mit seuchenartiger Ausbreitung geworden sind². „Sinnverlust“ ist nicht dasselbe wie mangelndes theoretisches Wissen um letzte Zusammenhänge. Ein solches Wissen war niemals nur theoretisch. Es wurde nie wie ein anderes sachhaftes Wissen tradiert und übernommen, und es ging auch nie auf diese Weise einfach „verloren“. Sinnverlust ist eng daran geknüpft, daß die Erfahrung des Selbstwerts des Menschen aus vielen Gründen im Schwinden begriffen ist.

An diesem Punkt der Überlegungen über den Menschen heute und sein Selbstverständnis steht unsere Frage: Was macht den besonderen „Wert“ des Menschen aus, jenen Wert, der Grund dafür ist, daß der Mensch, jeder einzelne Mensch, nicht weggeschoben werden kann von anderen Interessen wirtschaftlicher oder verwaltungstechnischer Art und von entsprechenden Planungen, die noch so sehr Planungen für eine bessere „Menschheit“ und für eine höhere „Lebensqualität“ in der Zukunft sein mögen? Welches ist der Wert, der dem Selbst des Menschen jenen Halt und jene Weite gibt, die er als Mensch braucht? Ist vielleicht ein großes Mißverständnis am Werk von dem, was die „Größe“ des Menschen ausmacht (wenn wir diesen angestaubten Begriff noch einmal verwenden wollen, weil er eben etwas Besonderes sagt)? Wodurch wird der Mensch zu dem einzigartigen Wesen, das nicht um nur einige Stufen herausgehoben ist aus der Fülle der vielen Dinge und Wesen der Welt, sondern das einzigartig so in sich selbst ist, daß es – als dieser Mensch – daraus *leben* kann?

Die Neuzeit als grenzenüberschreitender Fortschritt

Mit der Renaissance hat sich – nach vorherrschender Auffassung – ein Bruch mit dem Mittelalter und seinem hierarchischen Ordo-Denken vollzogen und eine Loslösung von seiner Theologie, seiner Philosophie und seiner Kirchlichkeit. An deren Stelle trat eine Hinwendung zum Menschen und seiner Größe, die man in seiner Freiheit, seiner Fähigkeit zum Fortschritt und in seiner Selbstverantwortung begründet sah. Gegenüber der Welt sah sich der Mensch als Gestalter, Schöpfer, als „Zweiter Gott“ (Nikolaus von Kues), der – ähnlich wie Gott – seine Welt im Geist entwerfen und dann bauen konnte, freilich innerhalb der ihm gegebenen Welt, aber doch in ihrer tiefgehenden Gestaltung und Umgestaltung, so daß man von einer neuen Schöpfung sprechen konnte.

In diesem Geist der Renaissance verfaßte Pico della Mirandola 1486 in Florenz sein Buch „Die Würde des Menschen“. Es lohnt sich, einen Augenblick dabei zu verweilen, um zu sehen, worin für dieses Denken die Größe des Menschen bestand. Pico findet die Aussagen der Antike wie auch der Psalmen unbefriedigend, wonach der Mensch darin seine Größe findet, daß er der Mittler sei zwischen den Geschöpfen, da „er Verkehr habe mit den höchsten und über die tieferstehen-

den herrsche“. Wenn dies der Grund wäre, müßte seine Bewunderung eben doch eher den höchsten Geschöpfen gelten, den „Engeln und den seligen Chören des Himmels“.

„Ich glaube nun, erkannt zu haben, warum der Mensch das glücklichste Wesen und mithin allgemeiner Bewunderung wert ist, und wie man seine Stellung in der Ordnung des Universums zu verstehen hat, um die ihn nicht nur die Tiere, sondern auch die Gestirne und die überirdischen Geister beneiden. Unglaublich und wunderbar!... Schon hatte Gott Vater, der Baumeister, das Haus der Welt, wie es uns vor Augen liegt, diesen erhabenen Tempel der Gottheit, nach den Gesetzen verborgener Weisheit errichtet...“

Zuletzt dachte er an die Erschaffung des Menschen. Es war aber unter den Archetypen keiner mehr, woraus er ein neues Geschöpf hätte bilden, in seinen Kammern nichts mehr, was er dem neuen Sohn als Erbgut hätte schenken können, und es war in aller Welt kein Ort mehr, den jener Betrachter des Universums hätte einnehmen können... So beschloß der Werkmeister in seiner Güte, daß der, dem er nichts Eigenes mehr geben konnte, an allem zugleich teil hätte, was den einzelnen sonst je für sich zugeteilt war. Also ließ er sich auf den Entwurf vom Menschen als einem Gebilde ohne unterscheidende Züge ein; er stellte ihn in den Mittelpunkt der Welt und sprach zu ihm: „Keinen festen Ort habe ich dir zugewiesen und kein eigenes Aussehen, ich habe dir keine Sonderfunktion als Gabe verliehen, da du, Adam, den Ort, das Aussehen, die Funktionen, die du dir wünschst, nach eigenem Ermessen und Willen erhalten und besitzen sollst. Die fest umschriebene Natur der übrigen Wesen wird von Gesetzen eingegrenzt, die ich gegeben habe. Du sollst deine Natur ohne enge Beschränkungen nach deinem freien Ermessen, dem ich dich übergeben habe, selbst bestimmen. Ich habe dich in die Weltmitte gestellt, damit du um so leichter alles erkennen kannst, was ringsum in der Welt ist. Ich habe dich nicht himmlisch noch irdisch, nicht sterblich noch unsterblich geschaffen, damit du dich frei, aus eigener Macht, selbst modellierend und bearbeitend zu der von dir gewollten Form ausbilden kannst.“⁴⁸

„Du sollst deine Natur ohne enge Beschränkung nach deinem freien Ermessen selbst bestimmen“: das war ein wichtiger Zug der neuen Zeit, der sich vom 17. Jahrhundert an immer deutlicher abzeichnen sollte. Grenzen überwinden ist die Losung der modernen Ära. Technik gibt es, seit es menschliche Wesen auf der Erde gibt. Das Eigentümliche des Menschen ist – verglichen mit dem Tier – seine Schutzlosigkeit gegenüber Naturgewalten wie Kälte, wilden Tieren, Hunger und Durst, aber auch gegenüber menschlichen Feinden. Diese Schutzlosigkeit ist die andere Seite seines Wesens: die unbestimmte Offenheit seines Lebens, die wir Freiheit nennen. Er ist nicht festgelegt auf engumgrenzte Verhaltensmuster wie das Tier und ist nicht ausgerüstet für sie: Die Pranke des Löwen ist sein nie versagendes Werkzeug und seine Waffe. Der Mensch muß selbst herausfinden und entscheiden, wie er zum Ziel kommen kann. Das bedeutet eine Phase der Ratlosigkeit und des Überlebens, in der er verwundbar ist.

Es bedeutet aber auch, daß er Mittel finden – erfinden – kann, die ihn mächtiger machen, als er von Natur aus ist. So hat der Mensch den Faustkeil als Werkzeug und Waffe erfunden, und wir haben Mühe, uns vorzustellen, daß der Schritt zu diesem technischen Mittel des Überlebens viel größer war als der vom Pferdewagen zum Auto. Ein Gerät, bei dem Kraft übertragen wird, war schon die Tierfalle der Altsteinzeit, also vor mehreren hunderttausend Jahren. Flaschenzüge haben die Römer für ihre großen Bauten verwendet, Maschinen mit Wasserantrieb, wie zum

Beispiel Mühlen, ebenfalls. Technik gehört zum Menschen. Sie ist die Kunst, die aus der Größe und Gefährdetheit seiner Freiheit und seines überlegenen Geistes entsteht. Darin ist aber auch die Dynamik gegründet, die aller Technik innewohnt: unzufrieden sein mit dem augenblicklichen Zustand, suchen, grübeln, experimentieren, bis eine bessere Lösung gefunden ist, die den Menschen mächtiger macht gegenüber der Natur und gegenüber den Nöten des Alltags. So haben Menschen an ihren technischen Mitteln gearbeitet, sie verfeinert und sie durch bessere ersetzt.

Trotzdem sprechen wir mit Recht von einem technischen Zeitalter, in dem wir leben; es steht unter besonderen Gesetzen. Es ist nicht alt. Hans Freyer gibt sogar ein sehr genaues Datum für seinen Beginn an: den 29. April 1769⁴. Das war das Datum des Patents, das James Watt für seine Dampfmaschine erhielt. Dampfmaschinen hatte es auch früher schon gegeben. Die neue Dampfmaschine arbeitete mit Dampfüberdruck und verhinderte durch einen Mantel die Eintrittskondensation des Dampfes. Das klingt nach einer belanglosen Verbesserung. In Wirklichkeit war damit ein neuer Weg eingeschlagen, eine Grenze überschritten: Die Naturkräfte wurden gewaltsam umgeformt, damit sie dem Menschen dienen. Das war bei der Windmühle nicht der Fall, auch nicht bei den wassergetriebenen Walzwerken. Hier begann es.

Die menschliche Technik hatte immer Grenzen überschritten. Sie hatte sich vorgeschoben über die jeweilige Grenze der menschlichen Macht, um mit den Problemen der Umwelt fertig zu werden. Der Flaschenzug ließ ihn die Grenze überwinden, die seinen Bauten durch seine Körperkräfte gesetzt war. Durch die Dampfmaschine wurde aber eine ganz neue Grenze überschritten: die Grenze zwischen dem Werkzeug des Menschen und der Natur. Das Werkzeug hing jetzt nicht mehr davon ab, daß der Wind einmal blies und dann wieder nicht, und daß Holz nachwachsen mußte, das man dann verfeuern konnte. Die neue Dampfmaschine machte sich unabhängig davon, wie die Natur ihre Gaben darbot. Der Mensch zwang den Dampf in den Überdruck und er baute die Vorräte der Kohle ab, um Brennmaterial ständig verfügbar zu haben und unabhängiger von den augenblicklichen Gaben der Natur zu sein. Der Mensch hatte einen entscheidenden Schritt in die Unabhängigkeit seiner Technik von dem Rhythmus und den Gesetzen der Natur gemacht.

Diese technische Erfindung, das Dampfproß, wie es damals hieß, hatte noch eine zweite Grenze überschritten. Der Mensch hatte mit ihm die Technik in einem gewissen Sinn losgelöst von sich selbst. Bisher waren alle technischen Erfindungen aus der Not des Menschen geboren oder aus seinem Bedürfnis, dies oder jenes tun zu können. Die technische Fertigung war damit begrenzt. Bedürfnis und Not legten fest, was und wieviel hergestellt wurde. Jetzt galt eher das Umgekehrte: Ein Mittel war geschaffen, das für vieles eingesetzt werden konnte, ja von nun an eingesetzt werden mußte⁵. Geballte Energie hatte der Mensch vor sich hingestellt, die nun nach Verwendung suchte. Edward Teller, der Miterfinder der Wasserstoff-

bombe, berichtete, wie von den unterirdischen Testexplosionen in der amerikanischen Wüste riesige unterirdische Höhlen übriggeblieben waren; man habe dann überlegt, wozu man sie verwenden könne. Die Gentechnologie arbeitet fieberhaft an den Mitteln zur genetischen Veränderung von Lebewesen, unter dem Druck der internationalen Konkurrenz auf den Weltmärkten, und fragt sich dabei, was man alles damit machen könne: Wunschkinder züchten oder Erbkrankheiten ausschließen, Enzyme für die Waschmittelindustrie herstellen oder Schädlinge im großen Stil ausrotten. An all dem wird deutlich, daß der Mensch auch eine zweite Grenze überschritten hat, die Grenze zwischen sich selbst und seinem technischen Werkzeug, der Dynamik seiner Technik.

Der Mensch hat also seine wissenschaftliche Technik gewissermaßen über zwei Grenzen geschoben: einmal über die Natur mit ihren unmittelbaren Möglichkeiten (Holz muß nachwachsen, damit es verfeuert werden kann), und dann über die Grenze, die durch die Reichweite seiner natürlichen Bedürfnisse gegeben war (mehr als warme Kleidung, ausreichende Nahrung und ein gutes Obdach brauchte er zunächst nicht). Jetzt war die Technik, über beide Abhängigkeiten hinausgeschoben, selbständig geworden, eine eigene Macht. Von nun an begann die technische Produktion Macht auszuüben über den Menschen. Sie steckte die Grenzen ab, innerhalb deren der Mensch leben sollte, und sie schob sie unaufhörlich weiter hinaus. Eine neue Lebensform war entstanden: die technische Kultur.

Das Gesetz der grenzenüberschreitenden Dynamik gehört zum Auszeichnenden der menschlichen Freiheit. Die erfahrene Grenze war immer eine Herausforderung, sie zu überwinden, wie etwa der Gebirgszug der Appalachen im Osten von Nordamerika für die Kolonisten an der Ostküste des neuen Kontinents. Mit dem Fallen der zwei beschriebenen Grenzen beschleunigte sich in ungeahnter Weise das Tempo. Manchen war auch dieses Tempo noch zu langsam: Sie griffen in der Form von utopischen Romanen in die Zukunft voraus. So träumt der französische Sozialist Charles Fourier um 1800 von freundlichen Riesenfischen, die bei Windstille die Schiffe ziehen, und von einem Antilöwen auf dem Land, auf dem ein Reiter morgens von Calais abreisen, dann in Paris frühstücken, in Lyon zu Mittag essen und den Abend in Marseille verbringen kann⁶. Die Geschichte hat solche utopische Träumereien eingeholt und überholt. Heute kann man in Paris zu Mittag essen und seinen Nachmittagskaffee auf der 5th Avenue von New York trinken.

Grenzen des Machbaren wurden stürmisch hinausgeschoben, in dem genannten Beispiel in einer, wie es scheint, harmlosen Weise. Freilich lassen einen andere Nachrichten von Grenzüberschreitungen – von Vorstößen über das bisher Machbare hinaus – nachdenklich werden. Die medizinisch-wissenschaftliche Technik hat an der biologischen Entwicklung des Menschen angesetzt, die bisherigen Grenzen für Eltern, die kinderlos blieben, zu überschreiten. Die „extrakorporale Befruchtung mit anschließendem Embryotransfer“, wie es medizinisch heißt, ist fast zur Routine geworden. Auch „Leihmütter“ sind in diesen Prozeß einbezogen

worden, um jegliches Hindernis zu überwinden. Man spricht von „Retortenbabys“, und nun auch, konsequenterweise, von „Retortenfrauen“⁷, weil sie Teil dieses technischen Vorgangs geworden sind. Von den Eispenderinnen, von denen die „Eizellen geerntet werden“, wie es in wissenschaftlichen Publikationen genannt wird, und von den Leihmüttern, die auf Bestellung Kinder austragen, werden Funktionen in einem technischen Prozeß geleistet. Es ist dies aber doch der Beginn eines menschlichen Lebens, der auf diese Weise aus dem Zusammenhang der menschlichen Personen und dem Zusammenhang der Natur herausgenommen und im technischen Experiment isoliert wird. Hat das Unbehagen, das sich meldet, nur damit zu tun, daß es sich hier um ungewohntes technisches Neuland handelt?

Die Grenzen des grenzenlosen Programms

Unsere moderne Technik hat nicht nur wesensgemäß eine grenzenüberschreitende Dynamik in sich; sie stößt in neuester Zeit auch auf Grenzen, die zu sagen scheinen: Halt, hier geht es nicht weiter. Dies ist zunächst eine andere Erfahrung als jenes grundsätzliche Unbehagen gegenüber der Möglichkeit von „Retortenbabys“ und „Retortenfrauen“. Hier ist es zunächst die handgreifliche, praktische Erfahrung: so geht es nicht weiter. Diese Grenze wird nur da und dort erfahren, dann aber um so nachdrücklicher. Wir dürfen nicht mehr unbedenklich die Erde nach Rohstoffen ausbeuten, sonst sind unsere Nachkommen bald ohne die technischen Grundstoffe. Wir dürfen die Abfallprodukte unserer Herstellung nicht mehr sorglos in die Luft, in die Flüsse und ins Meer leiten, weil wir die Erde sonst unbewohnbar machen. Wir dürfen den Prozeß der „schöpferischen Zerstörung“, wie es Joseph Schumpeter nannte, nicht mehr unkontrolliert weitertreiben, obwohl diese zerstörende Umwandlung, wie wir sahen, ein Grundmotiv der modernen Technik und Industrie ist.

Wir müssen, anders ausgedrückt, vorsichtiger mit der freien Erschaffung der Welt umgehen, wie sie seit dem 16. Jahrhundert immer wieder verkündet wurde, damit unser Schaffen nicht mehr unter der Hand zur Zerstörung der schon bestehenden Welt wird. Fast alles, was heute an Kritik gegenüber technischem Fortschritt geäußert wird, wird gespeist aus der im Grund simplen, wenn auch technisch hochkomplizierten Tatsache, daß wir die Umwelt schonen müssen, wenn wir nicht bald ohne Wälder, Luft und Wasser leben wollen. Welche Schäden eine alle Grenzen überschreitende Technik am Menschlichen des Menschen hervorruft, bleibt für die öffentliche Diskussion seltsam uninteressant.

Es gibt eine Grenze, die der Mensch um sich herum ziehen muß, um zu überleben. Sie ist weniger sichtbar als jene Grenze, die die „Umwelt“ um sich herum zieht. Sie hält ihm den freien Raum offen, den er zum Leben braucht, besorgt ihm die Luft, die nicht seine Lunge, sondern sein Geist zum Leben

benötigt. Daß diese Grenze mehr und mehr überschritten wird, so daß dieser Lebensraum des Menschen mehr und mehr eingeengt wird, das müßte gesehen werden. Der freie Raum des Menschen ist enger geworden, weil der Mensch sich von der ihn bergenden und tragenden Natur entfremdet hat, und zwar durch die zunehmende Abstraktheit der Wissenschaft und der Technik, die weites Niemandsland legt zwischen den Menschen und das, was wir einmal „Natur“ nannten. Auch das klingt noch harmlos, kann sogar als Anfang der berauschenden Idee angesehen werden, eine neue Natur und eine neue, vollkommen künstliche Welt zu schaffen.

Mit der Entfremdung von der wahrhaften Wirklichkeit scheint jedoch eine andere, dunklere und gefährlichere Entfremdung zusammenzuhängen: die Entfremdung des Menschen von sich und von seinesgleichen. Wir sprachen schon von der neuen pathologischen Gedrücktheit und von der Angst, die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ins Bewußtsein der Menschen getreten ist und von Arnold Künzli und Victor Emil von Gebattel die „abendländische Krankheit“ genannt wurde⁸. Wir beobachten eine epidemisch grassierende seelische Austrocknung, eine Verkümmern des Menschlichen, eine Krankheit, in die sich die Menschen flüchten, offenbar weil sie mit der Fremdheit der künstlichen Welt nicht fertig werden. Dabei nehmen Fremdheit und Feindseligkeit gegenüber jedem anderen Menschen zu. Man kann vermuten, daß dahinter die Angst vor der sich ausbreitenden Leere sitzt.

Die Überschreitung der letzten Grenze ins Nichtmachbare hinein

Vielleicht gibt es Anzeichen dafür, daß wir einen neuen Raum und eine neue Epoche betreten. Wie könnte der Mensch sich neu entdecken? Ihm könnte bewußt werden, daß es Wirklichkeiten gibt, die jenseits aller technischen Grenzen liegen, jenseits der Grenzen, die ständig hinausgeschoben werden oder uns ein vorläufiges Halt abnötigen. Er müßte wieder die einfachen Dinge entdecken, die mit Geld und auch mit technischer Fertigung in keinem möglichen Verhältnis stehen. Er müßte entdecken, daß es Treue, Zuwendung und Vertrauen bei anderen Menschen gibt, nicht nur kalkulierende Hilfsbereitschaft; daß es im Menschen nicht nur Häßlichkeit gibt, sondern auch Schönheit, nicht nur Bosheit, sondern auch Güte, und daß die Schönheit und die Güte, die der Mensch in die Welt bringt, das Leben lebenswert machen.

Wie werden wir jedoch mit den vielen Grenzen fertig, an die wir heute stoßen und die einen ganz besonderen Widerstand bieten? Der neuen bedrohlichen Grenzerfahrung kann man zu entgehen versuchen durch eine Flucht nach vorn. Damit sind nicht die Unternehmungen gemeint, die heute Politik, Wissenschaft und Verwaltung vollauf beschäftigen und die uns aus Sackgassen herausbringen

sollen: aus dem Waldsterben, den Abgasen, der Wasserverschmutzung und vielem anderen. Das alles sind hochdringliche Aufgaben, aber es sind weitgehend Reparaturarbeiten, die Schäden beseitigen und für die Zukunft verhüten sollen. Damit ist die tiefergehende Frage noch nicht beantwortet, wie der Fortschritt von Wissenschaft und Technik davor bewahrt wird, in Zukunft auf neue und vielleicht noch gefährlichere Grenzen zu stoßen und diese dann mit seiner ungeheuren Dynamik zu durchbrechen. Dabei kann die Erde unbewohnbar werden, oder die Erde bleibt bewohnbar, aber die Menschen, die auf ihr wohnen, gibt es dann nicht mehr. Wir wissen, daß beide Möglichkeiten nicht aus einem futuristischen Gruselkabinett stammen, sondern sehr real sind. Die Bewertung der beiden Möglichkeiten ist unterschiedlich. Meist scheint man mehr vor der Gefahr zu erschrecken, daß die Erde unbewohnbar wird. Die andere Frage bleibt offen, ob es eine Zeit geben könne, in der nur noch Machbares herrscht, aber keine Ethik mehr.

Im Rahmen von Naturwissenschaft und Technik sieht die Flucht nach vorn folgendermaßen aus: Wir müssen nur unsere Anstrengungen vervielfachen, um alle auftauchenden Probleme in den Griff zu bekommen. Diese Flucht nach vorn übersieht, daß die tiefen Probleme anderswo liegen, nämlich in der Frage, ob alle Grenzen des bisher Gemachten grundsätzlich immer weiter geschoben werden können, so daß auch Grenzen niedergelegt werden, die nicht aus dem jetzigen Stand der Wissenschaft und Technik herrühren, sondern die Begrenzung eines Bereichs darstellen, der grundsätzlich anderer Art ist und von Naturwissenschaft und Technik nicht eingenommen werden kann.

So paradox es klingt (und auch ist), wir müssen an diesem Punkt aber sagen, daß die Grenzen um das Menschliche des Menschen nur respektiert werden können, wenn die Grenze überschritten wird, die den Bereich dessen, was überhaupt jemals machbar ist, abschließt. Erst dann, wenn jener andere Bereich betreten wird, in dem man das Planen, Machen und Konstruieren hinter sich lassen muß, hat man den weiten Raum erreicht, in dem der Mensch wahrhaft leben und von dem aus er wieder im Bereich des Machbaren tätig sein kann. Oder anders gesagt: Der Mensch kann erst dann die Grenzen seines Planens und Machens einhalten (und damit das Planen und Machen vor Selbsterstörung bewahren), wenn er jenseits dieser Grenzen sein kann. Eine Grenze ist immer nur möglich, wenn es zwei Bereiche gibt, die durch sie getrennt werden. Ein Bereich, der für sich allein gedacht wird, kann keine Grenze mehr haben. Er verfließt ins Unbegrenzte und löst sich damit auf. Das ist es aber, was sich heute vollzieht: Unser Denken und unsere Kultur sind fast ganz auf den Bereich der technischen Zivilisation des Menschen zurückgegangen. Der andere Bereich, der durch seine Ausdehnung den technischen Raum begrenzen würde, wird da und dort noch dunkel gespürt oder in dionysischer Ekstase gesucht, aber fast gar nicht mehr in geistiger Verantwortung geortet, beschrieben und dem Handeln vorgegeben.

Wie sieht die Diskussion aus, wenn sie zu den Fragen einer ethischen Grenze der

Wissenschaften und der Technik gelangt? Es scheint zur Zeit zwei Lager zu geben, deren Fronten sich versteift haben. Im einen Lager, in dem man sich um die wissenschaftliche und technische Zukunft sorgt, spricht man von den anderen als „Maschinenstürmern“. Philosophen beginnen sich lustig zu machen über die „wachsende Jammerrate bei doch offensichtlicher Erfolgsbilanz der Wissenschaften“ und über die, wie sie meinen, endlose Debatte über die „Ethik der Wissenschaften“⁹. Im anderen Lager breitet sich unverhohlene Technik- und Industrie-feindlichkeit aus. Was ist in dieser gefährlichen Situation zu tun?

Bei der Frage nach der Zukunft der Wissenschaft ist folgendes zu bedenken: Der große Sprung im 17. Jahrhundert in die moderne Naturwissenschaft (und damit in die Technik) ist gemacht worden aus wahrhaft menschlichen Fragen heraus, nicht aus Fragen nach sachlichem Nutzen. Der Mensch wollte wissen, wer er selbst ist, welche Stellung er im Kosmos einnimmt, und ob es nicht Methoden gebe, mit denen er etwas – oder alles – über den Sinn des Lebens ausmachen könne. Das war die erregende Frage im Hintergrund, die Galilei das Fernrohr auf die Planeten richten und Newton das System der theoretischen Mechanik aufstellen ließ. Im Vergleich zu dem großen Sprung in das neue Denken und Forschen war alles Weitere nur, wenn auch stürmische, Ausführung. Dieser Sprung war nicht erfolgt aus nützlichen Überlegungen, was man damit tun könne, und war schon gar nicht das Ergebnis eines unkontrollierbaren Fortschrittsdrangs, der alle Forscher zu immer neuen Ergebnissen zwingt. Wenn wir in unserer atemlosen Fortschrittsbewegung nicht die ruhige Überlegung bewahren oder wiederfinden, vor allem an entscheidenden Stellen dieses Fortschritts, werden Naturwissenschaft und Technik immer mehr etwas ganz anderes, als sie am Anfang waren. Es besteht die Gefahr, daß der Mensch vom Fortschritt mitgeschleift wird, statt daß er ihn planend und lenkend in der Hand hält. Man kann auch von daher sehen, wie sehr wir den Bereich des Nichtmachbaren brauchen, auch um Naturwissenschaft und Technik zu bewahren und weiterzutreiben.

Wir müssen uns jenseits des Machbaren niederlassen, dort Fuß fassen, „einhausen“, damit wir das, was wir in dieser Welt und mit dieser Welt „machen“ können und müssen, ganz und gar als *Menschen* machen können. Was ist nun jener Bereich „jenseits des Machbaren“? Er wurde schon andeutungsweise beschrieben. Alles, was nicht machbar ist, ist dort angesiedelt: Treue zu einem anderen Menschen, die etwas ganz anderes ist als Berechnung des jeweiligen Nutzens, Schönheit, die das Leben trägt und ganz anders und tiefer „Realität“ ist als die Häßlichkeit, die häufig in Kunst, Theater, Literatur als „Realität“ präsentiert wird; Schönheit stammt aus dem Bereich des Nichtmachbaren, während Häßlichkeit die Spuren eines gedankenlosen oder bösen „Machens“ an sich trägt. Vieles andere ließe sich noch anführen. Es wären Gestalten oder Taten des Lebens, nach denen heute wieder mehr Verlangen besteht. Eigentlich müßte man diesen Bereich die „Unendlichkeit Gottes“ nennen. Wir wollen dies aber nicht tun, um nicht vorschnell den Weg

dahin aus den Augen zu verlieren. Man könnte nur in Kürze sagen (in einer Kürze, die ihre eigene Dunkelheit, aber auch ihre eigentümliche Helle hat), daß alles das nicht „machbar“ ist, was wir Menschen in der Tiefe, wahrhaft und unersetzlich zum Leben brauchen.

Alle diese Aussagen über den Bereich des Nichtmachbaren klingen nicht sehr präzise. Aber dieser Vorwurf muß an die Eigenart und das Wesen dieses Bereichs weitergeleitet werden. Wir werden dann erfahren, daß es so sein muß. Nur das Machbare ist präzise, kann präzise sein. Nur was man in irgendeiner Weise „in den Griff bekommen kann“, kann fest umrissen und präzise sein. Der andere Bereich ist trotzdem wahr, und zwar in ganz besonderer Bedeutung. Er ist dasjenige, was zuallererst und am gründlichsten „wahr“ ist. Er ist die Grundlage aller Wahrheit, auch der Wahrheit der exakten Naturwissenschaft und jener Wahrheit, auf die wir uns tausendfach im Alltag stützen. Daß wir ihn nur wahrnehmen, wenn wir ihn nicht exakt unter Kontrolle bringen wollen, sondern uns ihm übergeben, liegt an seiner Eigenart. In der Beziehung zu ihm stellt er die Forderungen, nicht wir. „Wollen wir die Fortführung der Kultur, so müssen wir die Wahrheit wollen“, schrieb der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker. Das ist wichtig herauszustellen in dem Augenblick, in dem die Wissenschaft den Begriff Wahrheit ausscheidet und durch den Begriff der (vorläufigen) Richtigkeit ersetzt. Wahrheit kann nur behalten werden, wenn man sich der ganzen Wirklichkeit aussetzt und sich von ihr bestimmen läßt. Wenn man dazu nicht mehr bereit ist, muß man auf Wahrheit verzichten, aber bald auch auf die „Richtigkeit“ des technischen Tuns, des Umgangs mit der Welt und der Umwelt, und schließlich auch auf die „Richtigkeit“ des Menschen selbst. Um ihn aber geht es in allem.

ANMERKUNGEN

¹ Als Beispiele seien genannt: A. Görres, *Kennt die Psychologie den Menschen?* (München 1978); H. Staudinger, J. Schlüter, *Was ist der Mensch?* (Stuttgart 1981); F. H. Tenbruck, *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen* (Graz, Köln 1984), bes. 230–255.

² V. E. v. Gebattel, *Imago Hominis* (Salzburg 1968) 138–147; H. Tellenbach, *Zur Krise des Kultischen*, in: *Anthropologie des Kultes. Die Bedeutung des Kultes für das Überleben des Menschen* (Freiburg 1977); P. Matussek, *Selbstverwirklichung statt Entfremdung*, in: *Maßlose Medizin? Antworten auf Ivan Illich*, hrsg. v. R. Flöhl (Berlin 1979) 95–114; S. Arieti, J. Bemporad, *Depression* (Stuttgart 1983) 216, 220 u. ö.

³ Pico della Mirandola, *De Dignitate Hominis* (Bad Homburg 1968) 27–29. Meine Übersetzung folgt weitgehend, aber nicht immer dieser Ausgabe.

⁴ H. Freyer, *Schwelle der Zeiten* (Stuttgart 1965) 188.

⁵ H. Freyer, *Der Geist im Zeitalter der Technik*, in: *Wort und Wahrheit* 7 (1952) 186 f.; M. Born, *Erinnerungen und Gedanken eines Physikers*, in: H. und M. Born, *Der Luxus des Gewissens* (München 1969) 71.

⁶ Zit. v. E. Bloch, *Freiheit und Ordnung* (Frankfurt 1969) 8 f.

⁷ R. Duelli-Klein, nach FAZ, 29. 9. 1984.

⁸ V. E. v. Gebattel, a. a. O. 139.

⁹ Vgl. den Bericht der FAZ v. 3. 2. 1984 über die Tagung der Reimers-Stiftung in Bad Homburg über die Ethik der Wissenschaften.